

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Nassehi, Armin
Gesellschaft der Gegenwart

Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft II

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1996
978-3-518-29596-0

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1996

Alles, was geschieht, geschieht in einer Gegenwart. Und alles, was geschieht, geschieht in einer Gesellschaft. Zwischen diesen beiden Sätzen herrscht eine Spannung. Denn alles, was geschieht, geschieht hier und jetzt und zugleich im Kontext von Abwesendem und Unsichtbarem, es wird in einer Gesellschaft räumlich und zeitlich transzendiert. Genau diese Erfahrung ist es, die das Besondere der modernen Gesellschaft ausmacht. Die Soziologie hat die Spannung zwischen Gegenwart und Gesellschaft stets aufzulösen versucht und dabei den Akzent entweder auf die Gegenwart oder auf die Gesellschaft gelegt. Mit einem Konzept einer *Gesellschaft der Gegenwarten* unternimmt Armin Nassehi den Versuch, diese Spannung praxis-, system- und gesellschaftstheoretisch aufzulösen.

Armin Nassehi ist Professor für Soziologie an der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Zuletzt im Suhrkamp Verlag erschienen: *Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft* (stw 1636), *Bourdieu und Luhmann. Ein Theorienvergleich* (stw 1696, hg. zusammen mit Gerd Nollmann) und *Der soziologische Diskurs der Moderne* (stw 1922).

Armin Nassehi
Gesellschaft der
Gegenwart

*Studien zur Theorie
der modernen Gesellschaft II*

Suhrkamp

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1996

Erste Auflage 2011

© Suhrkamp Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag nach Entwürfen

von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-29596-0

Inhalt

Vorwort	9
Einleitung: Gesellschaft der Gegenwart.	
Vom Sinn einer theoretischen Figur	11
Die Gegenwärtigkeit alles Gesellschaftlichen	13
Die Operativität alles Gegenwärtigen	19
Die Gesellschaftlichkeit alles Gegenwärtigen	27
Das Programm	37
Am Ende Ästhetik?	39

Erste Abteilung: Operativität

1. Rethinking Functionalism	45
Soziologie als Praxis	45
In welcher Gesellschaft forschen wir eigentlich?	51
Was meint »Funktionalismus«?	56
Ein interpretatives Verfahren	65
2. Phänomenologie und Systemtheorie	70
Phänomenologie des inneren Zeitbewusstseins	70
Phänomenologie der inneren Systemreferenz	74
Phänomenologische Weber-Kritik	78
Welche Probleme – welche Lösungen?	82
3. Praxistheorie und Systemtheorie	89
Maximale und minimale Differenzen	90
Gemeinsame Bezugsprobleme	92
Das Selbst	97
»Sozialer« Sinn	105
Felder und Funktionen	111
Was lehrt uns der Vergleich?	119

Zweite Abteilung: Differenzierung

4. Die Theorie funktionaler Differenzierung	
im Horizont ihrer Kritik	123
Kontexte einer Debatte	123

Differenzierung <i>der</i> oder Differenzierung <i>in der</i> Gesellschaft?	127
Zeit und Raum	141
Soziale und sachliche Differenzen	148
Die funktional differenzierte Gesellschaft als Gesellschaft der Gegenwart	158
5. Inklusion, Exklusion, Ungleichheit	161
Das neue Interesse an Exklusion	162
Exklusion als systemtheoretischer Begriff	166
Inklusion/Exklusion als kommunikative Operationen ..	171
Exklusion aus Interaktions-, Organisations- und Funktionssystemen	176
Inklusion, Exklusion und strukturelle Kopplungen	183

Dritte Abteilung: Organisationen

6. Die Organisationen der Gesellschaft	193
Die Gesellschaft als Lebenswelt	195
Organisationssoziologische Anschlüsse: Effizienz und Störung	198
Gesellschaftliche Differenzierung	203
Rekursivität und Reflexivität	209
Reflexivität und Rationalität	219
Inklusion und Exklusion	228
Die gesellschaftliche Funktion von Organisationen	235
7. Organisation, Macht, Medizin	238
Macht	239
Organisation	255
Wollen und Sollen	259

Vierte Abteilung: Perspektiven

8. Geschlecht im System	265
Worüber informiert der Konstruktivismus – und wen? .	266
Wer unterscheidet? Und wie? Und was?	269

Warum immer noch: Männer und Frauen?	273
Hören, Sehen, Vergehen	277
Die Gegenwärtigkeit des Geschlechtlichen	282
Epilog	287
9. Kultur im System	289
Kultur als Reflexionsbegriff	292
Kultur als Generator von Sprechern	296
Dialog der Kulturen	303
Finis	308
10. Kunst im System	310
Kunstsoziologie	311
Warum Kunst?	313
Verdoppelungen	315
Medien und Formen	326
Welt in der Welt erscheinen lassen	331
Literaturverzeichnis	337
Nachweise	361

quellabella

Vorwort

Mit meinem Buch *Geschlossenheit und Offenheit. Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft* habe ich 2003 eine Sammlung von zehn Aufsätzen vorgelegt, in denen es vor allem um die Entfaltung eines systemtheoretischen Programms ging, das sich für die operative Geschlossenheit von Formenbildung und Welterperspektiven interessiert. Mit diesem zweiten Band präsentiere ich nun unter dem Titel *Gesellschaft der Gegenwart* mit wiederum zehn Beiträgen eine Weiterentwicklung. Die Formulierung *Gesellschaft der Gegenwart* habe ich das erste Mal in jenem ersten Band verwendet, um auf die Operativität gesellschaftlicher Ordnung hinzuweisen. Dieser Frage habe ich in der Zwischenzeit mit meinem Buch *Der soziologische Diskurs der Moderne* eine größere Studie gewidmet, die die Theoriefigur des Operativen als einen Diskursstrang der Geschichte unseres Faches herausarbeitet. Die nun hier vorliegenden Aufsätze führen dieses Programm weiter, dessen Grundfrage lautet, wie sich *Gegenwart* im Sinne konkreter Situationen und *Gesellschaft* so zusammendenken lassen, dass daraus kein dichotomisches oder gar topologisches Modell von *Akteur und Struktur* oder *Handlung und System* wird.

Zu danken habe ich dem sehr produktiven Umfeld meines Arbeitsbereichs am Münchner Institut für Soziologie, wo wir in gemeinsamen Forschungsprojekten sowie in unserem *colloquium sociologicum* die meisten der hier behandelten Themen ausführlich und produktiv diskutieren konnten, sowie dem Vorstand des Humanwissenschaftlichen Zentrums der Ludwig Maximilians-Universität (bis vor kurzem) unter der Leitung von Ernst Pöppel, dessen interdisziplinärer Zuschnitt ein großer Gewinn für meine Arbeit ist. Namentlich danken möchte ich Iryna Klymenko, die mich bei der technischen Herstellung des Manuskripts unterstützt hat, bei Julian Müller, dem ich hilfreiche Anregungen für die Komposition des Bandes verdanke, bei Jutta Steinbiß als stets kritische Leserin, insbesondere aber über die Jahre wiederholt bei Irmhild Saake. Den Gesprächen mit ihr verdanken viele der hier vorgetragenen Gedanken eine Präzision, die sie ohne Irmhilds Kritik nicht gehabt hätten.

Eva Gilmer und dem Suhrkamp Verlag danke ich sehr für die Möglichkeit, einen zweiten Band meiner *Studien zur Theorie der modernen Gesellschaft* vorlegen zu können.

München, im April 2011

Armin Nassehi

Einleitung: Gesellschaft der Gegenwart. Vom Sinn einer theoretischen Figur

Es geht hier um eine einfache Frage, für die es auf den ersten Blick eine einfache Antwort gibt: *Ist »Gesellschaft« ein empirisch gehaltvoller Gegenstand?* Die einfache Antwort lautet: *Ja!* Schon was hier geschieht, nämlich dass mit Hilfe von Schrift kommuniziert wird, dass diese Schrift sich auf andere Schrift und anderes Gesprochenes bezieht, dass es technisch auf Papier gedruckt wurde, mit Hilfe weiterer technischer Verfahren gebunden wurde, dass das daraus entstandene Buch von einem Verlag ökonomisch kalkuliert wurde und der Inhalt im Hinblick auf seine Verwertungsrechte vertraglich fixiert wurde, dass der Verlag das ökonomische Risiko eingeht, in Vorlage zu gehen und Geld für die Produktion auszugeben, von dem er hofft, es auf einem Markt maximieren zu können, dass der Autor dieser Zeilen in der Erwartung schreibt, dass wissenschaftliche Fachkolleginnen und -kollegen auf den Text reagieren werden und womöglich Notizen oder gar Rezensionen in außerfachlichen Massenmedien erscheinen werden – all das sind elementare Bedingungen dafür, dass so etwas Banales wie ein Buch wie das vorliegende entstehen kann. Und es ist keineswegs nur eine abstrakte, vorempirische, in diesem Sinne apriorische oder gar transzendente Setzung, dass all das, was ich hier angedeutet habe, *in einer Gesellschaft* stattfindet. Noch mehr: Es ist keineswegs so, dass all diese Dinge statthaben und als zusätzliches Akzidens auch noch ihre Gesellschaftlichkeit zu betonen wäre. Was ich hier behaupten möchte, ist vielmehr dies: All das Angedeutete findet nicht nur in einer Gesellschaft statt, sondern es findet *als* Gesellschaft statt. Dass all dies überhaupt möglich ist, setzt eine Gesellschaft voraus, die bereits eine gesellschaftliche Struktur hat, *bevor* das Buch wissenschaftlich geschrieben, vertraglich ermöglicht, ökonomisch kalkuliert sowie verkauft und medial verbreitet werden kann. Schon dieses banale Beispiel zeigt, dass man sich der Empirizität, der Erfahrbarkeit einer *Gesellschaft* gar nicht entziehen kann. Insofern erscheint die Frage, ob Gesellschaft ein empirischer Gegenstand sei oder sein könne, tatsächlich trivial.

Freilich stellt sich tatsächlich die Frage sofort anders, wenn man den Fokus weniger auf die Gesellschaftlichkeit der hier angedeuteten Phänomene lenkt, sondern auf die Frage ihrer empirischen Erfassbarkeit. Es geht dabei um nichts Geringeres als um das Verhältnis von empirischer Forschung und soziologischer Theoriebildung. Schon die wenigen Sätze, die ich über die Gesellschaftlichkeit dieses Buches angedeutet habe, legen etwa nahe, wie sich dieser Text eine Gesellschaft vorstellt. Es geht offensichtlich um zweierlei: zum einen darum, dass Gesellschaft stets auf etwas Abwesendes Bezug nimmt, also auf Möglichkeitsbedingungen, die in konkreten Situationen nicht unmittelbar beobachtbar sind, zum anderen darum, dass die Beschreibung etwa der wissenschaftlichen, rechtlichen, ökonomischen und medialen Relationalität des vorliegenden Buches bereits theoretische Vorannahmen enthält, die den Kenner der Materie an differenzierungstheoretische Figuren erinnern wird. Was kann man also sehen? Nur konkrete Situationen, nur konkret und situativ Sichtbares, nur das Anwesende, wie spätestens seit Karl Poppers Situationismus die Gefahr transzendentaler, das heißt nichtempirischer Beschreibungen gebannt werden soll? Und in der Tat gilt: Alles Sehen und Wahrnehmen findet stets gegenwärtig statt – es gibt nichts, was nicht jetzt und hier stattfindet, wenn man sich tatsächlich für Operatives, für Empirisches, für Konkretes interessiert. Was kann man also sehen? *Nur Gegenwart* oder mehr? *Nur Gegenwart in einer Gesellschaft*? Letzteres würde schon wieder das Problem entstehen lassen, dass Gegenwart und die Gesellschaft Gegenstände unterschiedlicher ontologischer Art seien. Was ich hier vorschlagen möchte, ist weder ein neuer positivistischer Situationismus noch der bloße Versuch, Gegenwart in einer Gesellschaft zu verorten, sondern Gesellschaft selbst als den Zusammenhang von Gegenwart zu beschreiben – als *Gesellschaft der Gegenwart* eben.

Nehmen wir einmal empirizistisch an, dass sich tatsächlich nur Situationen, also Gegenwart unmittelbar beobachten lassen, so stellt sich soziologisch in der Tat die Frage danach, wie unterschiedliche Gegenwart miteinander verbunden sind, das heißt, wie unterschiedliche empirische Phänomene und damit ihre Befunde in Relation zueinander stehen. Wie geht man mit der banalen Tatsache um, dass die Verbreitung des hier Geschriebenen eine »gesellschaftliche« Infrastruktur voraussetzt, also einen Markt,

Papierproduktion und Druckmaschinen, Leute, die diese Maschinen bedienen, Leute, die weder die Leser noch der Autor dieses Buches je zu Gesicht bekommen werden? Wie geht man damit um, dass die Sätze, wie sie hier geschrieben vorliegen, einer bestimmten materialen Form und sinnhaften Erwartungen genügen müssen, um zu funktionieren, ohne dass dieser Art Form und Sinn der Situation selbst entstammen? Wie fasst man soziologisch die empirisch evidente Erfahrbarkeit, dass alles, was in dieser Gegenwart geschieht, von gleichzeitigen und ungleichzeitigen Gegenwarten andernorts hochgradig abhängig ist? Mir geht es nicht darum, diese Selbstverständlichkeiten eigens zu begründen, denn es sind in der Tat Selbstverständlichkeiten, die sich schon daran ablesen lassen, dass die Erörterung dieser Fragen das voraussetzt, was hier zur Erörterung steht. Abstrakt lässt sich dann formulieren, dass bereits die Beschreibung, auch die soziologische Beschreibung, der Gesellschaft in der Gesellschaft stattfindet und auf eine Geschlossenheit hinweist, aus der es kein Entkommen und zu der es keine Alternative gibt – außer jener, auch dies innerhalb jener »gesellschaftlichen« Geschlossenheit zu vollziehen.¹

Mit diesem Begriffsvorschlag, den ich bereits an verschiedenen Stellen formuliert habe (vgl. Nassehi 2003a, S. 159 ff.; Nassehi 2006b, S. 375 ff.), verfolge ich drei Ziele: *Erstens* werde ich die Gegenwärtigkeit allen gesellschaftlichen Geschehens darstellen; *zweitens* werde ich auf die Operativität alles Gegenwärtigen hinweisen; und *drittens* werde ich zeigen, wie alles Gegenwärtige, also alles, was geschieht, nur in seiner Gesellschaftlichkeit zu verstehen ist.

Die Gegenwärtigkeit alles Gesellschaftlichen

Ist Gesellschaft tatsächlich nur ein spekulativer Gegenstand oder empirisch beobachtbar? Diese Frage impliziert mehr als nur das Problem der Erreichbarkeit. Es gibt in der soziologischen Forschung eine ausgeprägte Vermeidungsstrategie, Gesellschaft als einen tatsächlich benennbaren Sachverhalt zu behandeln – denn so

1 Diese »Dynamik der Geschlossenheit« war Ausgangspunkt des Vorgängerbandes, in dem ich herausgearbeitet habe, wie sich gesellschaftliche Praxis und Operationen vor allem durch Rekurs auf sich selbst stabilisieren. Dieser Gedanke muss hier nicht erneut entfaltet werden (vgl. dazu Nassehi 2003d, S. 27-85).

lange Forschung sich nur um kontrollierbare, das heißt sichtbare Phänomene kümmern kann, ist jeder Rekurs auf alles, was sich dieser Sichtbarkeit entzieht, illegitim (vgl. dazu etwa Friedrichs/Lepsius/Mayer 1998, S. 9 ff.).

Dabei wird das Entscheidende durchaus sichtbar, wenn man den engen Blick auf die je eine Gegenwart multipliziert. Es erscheint dann eine Gesellschaft, die alles, was sie tut, in je konkreten Gegenwarten mit je eigenen Anschlusslogiken und -möglichkeiten tut. Letztlich lässt sich das an allen großen gesellschaftlichen Themen beobachten. Man denke etwa an den bioethischen Diskurs, an dem sich deutlich ablesen lässt, wie unterschiedlich und inkommensurabel sich unterschiedliche Perspektiven darstellen. Dabei geht es keineswegs um unterschiedliche ethische Theorien oder Orientierungen, sondern eher darum, dass sich empirisch zeigen lässt, dass die unterschiedlichen Perspektiven sich in geradezu unterschiedlichen Welten aufhalten. In einem Forschungsvorhaben über klinische Ethik-Komitees etwa konnten wir herausarbeiten, wie in solchen Gremien Sprecher inkommensurabler Welten aufeinandertrafen, deren Perspektiven sich nicht einfach harmonisieren und demokratisieren ließen, sondern deren Inkommensurabilität sachlich und sozial bearbeitet wurde (vgl. Nassehi/Saake/Mayr 2008). Ein solches Gremium verweist darauf, dass derselbe Sachverhalt beziehungsweise dasselbe Problem in den je unterschiedlichen Kontexten der hier aufeinandertreffenden Sprecher je Unterschiedliches bedeutet. Eine ärztliche Perspektive unterscheidet sich radikal von der eines Patienten, eines juristischen Beobachters, eines religiösen Akteurs oder gar eines Ethikers. Das mag auf den ersten Blick selbstverständlich und geradezu banal erscheinen, aber exakt das ist es, was die Komplexität einer modernen Gesellschaft ausmacht: dass Sprecher/Akteure unterschiedlicher Herkunft aus je unterschiedlichen Kontexten an kommunikative Formen anschließen. Durch diese Sprecher spricht letztlich eine Gesellschaft hindurch, die sich daran gewöhnt hat, dass Kommunikation keine Eindeutigkeit herstellt, sondern Perspektiven entkoppelt. Im Falle klinischer Ethik-Komitees wird die Inkommensurabilität der beteiligten Perspektiven nicht zum Anlass genommen, vor Entscheidungen zu kapitulieren, sondern eine Form für die Inkommensurabilität zu finden. In diesem empirischen Fall ist es die Form, Inkommensurabilität durch Authentizität zu kompensieren – was

hier auch die Orientierung des Ethischen an strengen, Eindeutigkeit generierenden guten Gründen verhindert. Das Ethische wirkt dann gewissermaßen in der Folgenlosigkeit der unterschiedlichen Perspektiven fort, die sich nicht nur in ihrer Inkommensurabilität, sondern auch in ihrer Unhintergebarkeit anerkennen – nicht moralisch übrigens, sondern praktisch (vgl. Nassehi 2010a, S. 12 ff.).

Aus diesem Beispiel lässt sich lernen, dass sich die moderne Gesellschaft nur als eine Gesellschaft verstehen lässt, die vor allem mit der Inkommensurabilität ihrer Perspektiven umzugehen gelernt hat. Das heißt nicht, dass Gesellschaften zerfallen oder ihre operative Basis verlieren – im Gegenteil: Sie finden ihre Form und ihre Einheit gerade darin, dass sie die Differenz ihrer Funktionen empirisch durch die Differenzierung konkreter operativer Gegenwarten bearbeiten. Das klassische Arena-Modell der Gesellschaft, entstanden im 19. Jahrhundert gleichzeitig mit dem operativen Selbstbewusstsein politisch verstandener Nationalgesellschaften, hat es geschafft, die Definition gesellschaftlicher Problemlagen und die Konstruktion lösbarer Probleme in einem »gesellschaftlichen« Diskurs zu etablieren, wie ihn Jürgen Habermas treffend als »Strukturwandel der Öffentlichkeit« beschrieben hat. Die Etablierung einer politischen beziehungsweise politisierbaren Öffentlichkeit war ihrerseits eine Reaktion darauf, mit der Komplexität der Gesellschaft zurechtzukommen, indem man so etwas wie »eine zentrale Gegenwart« hergestellt hat. Gesellschaft wurde als Gegenwart erlebt – als Gegenwärtigkeit, als Gleichzeitigkeit von Unterschiedlichem, was in den Nationalgesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts vor allem räumlich umgesetzt wurde. Das Primat des Politischen in jener Epoche war vor allem eines der politischen Beschreibbarkeit der Welt – keineswegs ein operatives Primat in dem Sinne, dass die Gesellschaft tatsächlich so »politisch« war, wie sie der öffentlich wirkenden Selbstbeobachtung und auch der professionellen Selbstbeobachtung durch ihre Soziologie erschien. Gegenwärtigkeit wurde letztlich dadurch hergestellt, dass die Definition von gesellschaftlichen Themen und Problemen sich an der Machbarkeit und Entscheidbarkeit politischer Themenstellungen orientierte, was dann auch die entsprechend kompakten politischen Angebote in Form klassischer Parteien, Lösungskonzepte und polit-kultureller Orientierungen hervorgebracht hat. Mit Differenzierungsproblemen ist man dann entsprechend »politisch« umgegangen – einerseits

durch die Definition von gesellschaftlichen Themen als kollektiv zu entscheidenden beziehungsweise zu bearbeitenden Themen, andererseits auch anhand des Erfolgs der nationalgesellschaftlichen beziehungsweise -staatlichen Einhegung von Funktionssystemen durch solche Begrenzungen. Nicht nur Politik, auch Recht, Ökonomie und Wissenschaft konnten in dieser Weise eingegrenzt werden und die Illusion einer, wohlgemerkt: *einer* gesellschaftlichen Gegenwärtigkeit nähren. Die Idee eines herrschenden ästhetischen Geschmacks, wie Bourdieu ihn beschrieben hat, aber auch die Orientierung an »normalen« Lebensläufen und Erwerbsverhältnissen, sogar die anthropologisierende Idee einer reflexiven Vernunft – all das stellte eine Gegenwärtigkeit her, die keineswegs empirisch so gegeben war, aber letztlich in der Selbstbeschreibung der Gesellschaft und ihrer massenmedialen Vermittlung institutionalisiert wurde. Wo Differenzen auftauchten, wurden sie in Form von etablierten Konflikten integriert – man denke etwa an den zentralen sozialen Konflikt als integrativem Faktor der Industriegesellschaft, wie Ralf Dahrendorf (in Dahrendorf 1959) ihn beschrieben hat. Gesellschaftliche Gegenwärtigkeit war von Themen und räumlichen Grenzen bestimmt.

Letztlich hat diese gesellschaftliche Erfahrung es für die Soziologie selbst kaum attraktiv gemacht, einen operativen Gesellschaftsbegriff zu etablieren – einen Gesellschaftsbegriff, der sich dafür interessiert, wie sich Ordnung tatsächlich empirisch in konkreten Gegenwarten praktisch herstellen muss. Die Illusion einer starken gesellschaftlichen Gegenwärtigkeit hat letztlich einen Substratbegriff von Gesellschaft hinterlassen, der entweder an den integrativen Funktionen von Normen und Werten oder von Konflikten ausgerichtet war oder der sich schlicht mit der medial gestützten Erfahrung einer nationalräumlich begrenzten Substanz zufriedengab. Ein operativer Gesellschaftsbegriff dagegen stößt auf zweierlei: *Zum einen* stößt er auf die empirische, praktische, immer wieder neu zu aktualisierende, prozessuale Herstellung von Strukturen und Regelmäßigkeiten. Alles, was geschieht, geschieht dann in konkreten, praktischen, lokalen Gegenwarten. Auch die Bestätigung von Strukturen und Regelmäßigkeiten muss immer wieder neu erfolgen, denn es lässt sich kein ontologisches Substrat ausmachen jenseits des »*Es geschieht*«. *Zum anderen* bildet ein operatives Verständnis von Gesellschaft die Erfahrung ab, dass die

Gesellschaft aus unterschiedlichen je gegenwärtigen Perspektiven je unterschiedlich erscheint. Diese vor allem systemtheoretisch und praxistheoretisch weithin etablierte Figur klingt abstrakt; sie schließt an epistemologische Annahmen an, die die Perspektivität aller Kognition betonen und Welt als ein Aktkorrelat denken. Gerade für systemtheoretische Denkfiguren ist konstitutiv, auf die Systemrelativität allen Geschehens hinzuweisen. Allerdings handelt es sich hierbei, trotz aller Abstraktheit, um einen empirisch in der modernen Gesellschaft evidenten Sachverhalt. Die Gegenwärtigkeit der »Gesellschaft« hat sich offensichtlich an die Pluralisierung von Gegenwarten gewöhnt – daran, dass gesellschaftliche Kommunikation bereits damit rechnet und dechiffrieren kann, dass kommunikative Akte stets systemrelativ codiert und indiziert sind. Einige einfache Beispiele mögen das deutlich machen: Die Indizierung von Kommunikation geht so weit, dass etwa der sachliche Gehalt der Aussage eines Politikers – als Personenkonstrukt des politischen Systems – stets mit dem Index versehen wird, dass ebendieser sachliche Gehalt mindestens doppelcodiert ist. Er hat auch einen politischen Gehalt – ob der Sprecher das will oder nicht, und ob dies so »gemeint« ist oder nicht. Eine Aussage im Kontext politischer Kommunikation verändert oder bestätigt stets die politische Konstellation von Machterhalt und Machtverlust beziehungsweise von kollektiv bindender Entscheidbarkeit. Dasselbe widerfährt dem sachlichen Gehalt eines Satzes, geäußert von einem Unternehmensvertreter, der *volens volens* in den Sog ökonomischer Indizierung hineingezogen wird. Und wer als Pädagoge kommuniziert, kommt nicht heraus aus der pädagogischen Gegenwart, dass etwa eine Frage mehr oder anderes implizieren könnte als nur den sachlichen Gehalt der Frage. Man kann das auch rollentheoretisch erklären – muss dann aber zugleich mitsehen, dass die unterschiedlichen Reziprozitäten von Verhaltenserwartungen gerade auf die unterschiedlichen Gegenwarten einer Gesellschaft verweisen, in der die Dechiffrierung unterschiedlicher Gegenwarten, Gegenwärtigkeiten zum gewohnten Inventar gehört.

Ich habe mehrfach auf »Gewohnheit« hingewiesen, darauf, dass sich diese Gesellschaft und Akteure in dieser Gesellschaft daran gewöhnt haben, unterschiedliche Gegenwarten mit unterschiedlichen Logiken und mehrfach codierten Bedeutungen auszuhalten. Der Rekurs auf Gewohnheit meint tatsächlich, dass es sich dabei

letztlich um ein vorreflexives, praktisches Wissen handelt. Was in der Sozialphänomenologie als »Reziprozität der Perspektiven« (vgl. Schütz 2003, S.97) bezeichnet wird, sollte auf die Unterstellung einer gemeinsamen Welt trotz unterschiedlicher Perspektiven hinweisen – in dem Sinne, dass die Lebenswelt von der Illusion einer Welt für alle geprägt sei. Schon Husserl hatte versucht, die Idee der Perspektivität, in diesem Sinne: Gegenwärtigkeit allen Wahrnehmens und Operierens, mit einem Weltbegriff zu versöhnen, der eben nicht ein solipsistisches Aktkorrelat sein sollte, sondern *Welt für alle* ist. Denn das ist die eigentliche operative Leistung, eine solche *Welt für alle* operativ herzustellen.

Man muss die Figur der »Reziprozität der Perspektiven« wohl erweitern – und zwar in die Richtung, dass wir uns daran gewöhnt (sic!) haben, dass diese Reziprozität als solche registriert wird, zugleich aber zu unterschiedlichen Welten führt. Die Multiplikation von Möglichkeiten gilt übrigens nicht nur zwischen Funktionssystemen, sondern auch innerhalb ihrer selbst. Die Einheit eines Funktionssystems wird durch die Codierung beziehungsweise die Orientierung an einem symbolisch generalisierten Kommunikationsmedium erzeugt – aber eben diese Form von Einheit und operativer Eindeutigkeit ist ein Garant für Vielfalt, für *requisite variety*, für Pluralität. Gerade derselbe Code ermöglicht es, unterschiedliche wissenschaftliche Sätze über den gleichen Sachverhalt sagen zu können, explizit Unterschiedliches für politisch geboten zu halten, denselben Sachverhalt juristisch unterschiedlich würdigen zu können oder auf unterschiedliche Weise an Gott oder die Götter zu glauben.

Eine *Gesellschaft der Gegenwart* ist also eine Gesellschaft, die in erster Linie auf Perspektivendifferenz gebaut ist, auf Unversöhnlichkeit, auf widersprüchliche Praxisformen. Es entstehen dadurch unterschiedliche Anschlüsse, unterschiedliche Gegenwart, unterschiedliche Kontexte, und gesellschaftliche Modernität scheint sich dadurch auszuzeichnen, mit dieser Differenziertheit klarzukommen. Die Konzentration der modernen westlichen »Kultur« auf Einheitschiffren – auf Rationalität und Vernunft, auf eine universalistische *conditio humana*, auf die Idee der Gesellschaft als Arena des Interessenausgleichs, auf standardisierte Formen legitimer ästhetischer Urteile und Lebensformen etc. – verweist auf dieses Bezugsproblem der konkurrierenden Kontexte.

Gesellschaft der Gegenwart meint exakt dies: Die moderne Ge-

sellschaft zeichnet sich dadurch aus, dass sie die Möglichkeit von Anschlüssen multipliziert. Für eine empirische Forschungsperspektive bedeutet das, sich nicht von einer vorgängigen Harmonisierungserwartung solcher Perspektiven einschränken zu lassen, sondern die Logik von Situationen tatsächlich darin zu entdecken, dass es *unterschiedliche* Gegenwarten sind, in denen sich Anschlüsse plausibel machen, Anschlüsse, die an sich selbst feststellen, dass diese Gegenwart sich ebenso wenig wie andere auf andere Gegenwarten und Plausibilitäten extrapolieren lässt.

Die Operativität alles Gegenwärtigen

Alles, was geschieht, geschieht in einer Gegenwart. Dieser Satz scheint auf den ersten Blick von großer Selbstverständlichkeit zu sein und nicht weiter erläuterungsbedürftig. Denn weder in der Vergangenheit, noch in der Zukunft geschieht etwas – es sei denn in vergangenen oder zukünftigen Gegenwarten. Auf den zweiten Blick freilich ist dieser Satz keineswegs so selbstverständlich, denn was das »*Es geschieht*« bedeuten soll und was darin die Qualität der Gegenwart ausmacht, ist mit diesem Satz eher vorausgesetzt denn erläutert.

Was sich in einem ersten Denkschritt freilich schon zeigen lässt, ist Folgendes: Dass etwas geschieht, erscheint zwar selbstverständlich. Aber vielleicht ist dies der Satz, an dem sich wissenschaftliche Innovationen in verschiedenen Disziplinen ereignen. Wenn es ein Gemeinsames derzeitiger wissenschaftlicher Innovationen gibt, dann ist es wohl die Abkehr von der Beschreibung konstanter Bedeutungen, Welten, Ordnungen und Strukturen hin zur Konzentration auf den prozessualen Aspekt des Ordnungsaufbaus, der operativen Entstehung und Entfaltung von (psychischen, sozialen, kulturellen, biologischen) emergenten Strukturen, der performativen Herstellung von Bedeutung, der praktischen Bewährung von Erwartungen usw. Der Begriffe sind viele – aber das zugrunde liegende Bezugsproblem ist ähnlich: weg von der ontologisierenden Beschreibung dessen, was der Fall ist, und hin zu dem, was sich ereignet, was geschieht und was darin erst jene Ordnungen generiert, die nur dann stabil aussehen, wenn man den Aspekt der Zeitlichkeit und des Werdens unterschätzt.

Der Blick auf den – zusammenfassend gesprochen – operativen Aspekt des Aufbaus von Ordnung verweist unmittelbar auf das Problem der Gegenwart. Operatives, Emergentes, Sich-Ereignendes, Performatives sind Gegenwartskorrelate – in dem Sinne, dass sich die operative Entfaltung von Ordnung operativ vollziehen muss und nur in Gegenwarten ablaufen kann. Dies verweist nun nicht nur auf Gegenwart als zentrale Frage, sondern nimmt dem Topos des Gegenwärtigen auch die Trivialität, womöglich nur ein »Jetzt« zu sein. Es ist sowohl eine empirische als auch eine theoretische Frage, was wie als Gegenwart behandelt wird. Jedenfalls steht Gegenwart für jenen Aspekt des Operativen, an dem sich entscheidet, wie emergente, operative Prozesse für Anschlüsse sorgen. Damit haben Gegenwarten sowohl eine zeitliche Ausdehnung als auch eine sachliche Bandbreite von Möglichkeiten – man denke etwa an die Drei-Sekunden-Intervalle als kleinste operative Einheit des Bewusstseins/Gehirns (vgl. Pöppel 1997, S. 64; 2009) oder an die soziale Konstruktion von Situationen, in denen Ereignisse noch revidierbar sind und die damit eine operative Gegenwart konstituieren, an die weitere Gegenwarten in der Zeit anschließen. Der Topos Gegenwart ist damit das dynamische, operative Korrelat zur Herstellung von Ordnung, Stabilität und Struktur. Das Eine ist ohne das Andere nicht zu denken.

Diese operative Bedeutung des Gegenwärtigen habe ich an anderer Stelle ausführlich theoretisch dargestellt (vgl. zum Folgenden Nassehi 2008a, S. 24 ff.). Was ich dort als *Entparadoxierung der Zeit durch die Zeit* entwickelt habe, findet sich heute in ähnlicher Gestalt in *praxistheoretischen Termini* wieder. Ich möchte zunächst kurz meine eigene Gedankenführung rekonstruieren:

Das Argument arbeitet folgendermaßen: Die Auflösung des Zirkels der Reflexion in der Theorie autopoietischer Systeme stellt von *Substanz* auf *Zeit* um. Während traditionelle Lösungen des Problems eine *invariante Substanz* als Entparadoxierung annehmen, die den Akt der Selbstbeobachtung immer schon enthält, *entparadoxieren sich ereignisbasierte, autopoietische Systeme durch Zeit*. Sobald ein neues Ereignis auftritt, gehört die Beobachtung, die durch gleichzeitige Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit zum System eine Paradoxie verursacht hat, nun eindeutig zum System, wie eine neue Beobachtung zeigen kann, die aber selbst auch eine neue Paradoxie produziert. In diesem Sinne bemerkt Luhmann: »Eine erste Unter-